

«Die Kinder konnte man in den Fabriken am besten brauchen»

Horgen Für einmal die Fabrikarbeiter ins Zentrum stellen und nicht die Fabrikherren: Das will die letzte Begleitveranstaltung zur Horgner Sonderausstellung «Fortschritt & Revolution». Jörg Albrecht bietet Einblicke in die frühindustrielle Zeit.



«Fabrikherren und Arbeiter», Vortrag von Jörg Albrecht, Alt- Reallehrer und fotografischer Ortschronist, Bäretswil: Freitag, 27. März, 20 Uhr, Baumgärtlihof, Baumgärtlistrasse 12, Horgen.

«Mir wurde <Herrebüebli> nachgerufen.»
Jörg Albrecht

Jörg Albrecht, das Zürcher Oberland war im 19. und noch in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts ein wichtiges Zentrum für Textilindustrie. Sie sind in Rüti aufgewachsen. Haben Sie persönliche Erinnerungen an Begegnungen mit Arbeitern?

Jörg Albrecht: Die habe ich. Ich bin 1932 geboren, gewohnt haben wir direkt neben einem Kosthaus. Und weil mein Vater einen Bürojob hatte, mit der Krawatte arbeiten ging und mit sauberen Händen nach Hause kam, haben sie mir Ende der 30er-, Anfang der 40er-Jahre «Herrebüebli» nachgerufen.

Das Bewusstsein, dass es Fabrikherren und Fabrikarbeiter gab, war also noch spürbar.

Das ist so. Es gab zwar auch Fabrikherren, die dafür sorgten, dass ihre Arbeiter baden konnten. Aber Zeugnisse von Arbeitern, wie sie etwa im «Heimatspiegel» oder dem Roman «Barbara die Feinweberin» zu finden sind, sprechen eine andere Sprache.

Können Sie ein Beispiel geben?

Der Arbeiterlohn reichte fast nicht aus, um eine Familie zu ernähren. Entsprechend bescheiden und eintönig war die Kost, es gab eigentlich nur Polenta, Kartoffeln und Gemüse aus dem eigenen Garten, höchstens an einem Sonntag vielleicht zur Abwechslung einen Chüngelibraten.

Eine besser bezahlte Stelle zu finden war wohl nicht einfach?

Allerdings nicht, die Fabrikherren waren ja oftmals verschwägert. Und Gewerkschaften, die sich für die Interessen der Arbeiter eingesetzt hätten, gab es auch nicht. Ein Arbeiter, der nicht parierte, konnte von einem Tag auf den anderen entlassen werden. Wenn er dann auch noch in einem zur Fabrik gehörigen Kosthaus wohnte, stand von einem Moment auf den anderen auf der Strasse.

Wie konnte es kommen, dass die Abhängigkeit der Fabrikarbeiter so gross geworden war?

Das geht auf das frühe 19. Jahrhundert zurück. Damals kam die Heimarbeit auf. Viele Bauern entdeckten, dass sie mit Spinnen und später mit Weben weniger mühselig Geld verdienen konnten, nicht jeden Tag um 4 Uhr aufstehen mussten, im Winter in der Wärme und im Sommer im Schatten arbeiten konnten. Viele haben darauf ihr Land verkauft. Als dann die maschinelle Revolution kam, konnten die Heimarbeiter nicht mehr mithalten. Weil sie kein Land mehr hatten, standen sie vor dem Nichts und waren gezwungen, in den Fabriken zu arbeiten.

Wenn ich an Olga Meyers Kinderbuch «Anneli» denke, war damals Kinderarbeit an der Tagesordnung.

Das ist so. Die Kinder konnte man am besten brauchen, weil sie klein und beweglich waren und in die hintersten Ecken gelangen konnten.

Waren viele Kinder betroffen?

Mitte des 19. Jahrhunderts waren noch 23 Prozent der Fabrikarbeiter Kinder, 40 Prozent waren Frauen. Oftmals mussten die Kinder ab sieben Jahren nachts von Mitternacht bis morgens um sechs Uhr arbeiten. Sie müssen sich vorstellen, dass die Fabriken bis 1908 mit Wasserkraft betrieben wurden. Wenn es kein Wasser gab, stand der Betrieb still. Wenn das Wasser wieder floss, musste dafür rund um die Uhr gearbeitet werden. Es gibt berührende Zeugnisse, die schildern, wie Eltern ihre schlafenden Kinder nachts zur Fabrik schlepten.

Es ist kein Wunder, wenn diese Kinder in der Schule schliefen ...

Allerdings. Es ist darum auch kein Wunder, dass es trotz Schulpflicht viele Analphabeten gab.

War die Arbeit gefährlich?

Nicht eigentlich. Kinder mussten beispielsweise Spulen aufstecken und Ähnliches, Arbeiten, die Ungelernte verrichten konnten.

Die Verhaltensregeln waren bestimmt auch kein Spaziergang.

Während der Arbeit, an sechs Tagen die Woche von 6 Uhr früh bis 6 Uhr spät, durfte nicht gesprochen werden. Auch dem Büropersonal erging es nicht viel besser. Sie durften wohl zwischen 11.30 und 12 Uhr essen, dabei die Arbeit aber nicht niederlegen. Ein Ofen wurde ihnen zur Verfügung gestellt, aber die Kohlen mussten sie selber mitbringen.

Sie kennen sich vor allem in der Textilindustrie des Zürcher Oberlandes aus. Am Zürichsee dominierte die Seidenindustrie. Waren die Arbeitsbedingungen am Zürichsee vergleichbar mit jenen im Oberland?

Die Lebensbedingungen der Fabrikler sind im ganzen Kanton vergleichbar.

Interview: Sibylle Saxer

Politik der Niedriglöhne

Für Beatrice Wiederkehr vom Vorstand der Isegesellschaft Horgen und Stiftungsrätin der Sust ist es eine Herzensangelegenheit, dass für einmal das Leben der Fabrikarbeiter und nicht immer nur jenes der Fabrikherren im Fokus steht. Daher ihre Einladung an Jörg Albrecht, AltReallehrer und fotografischer Ortschronist aus Bäretswil, der im Bäretswiler Industriereal Neuthal Führungen durchführt. Der Weg der Gründungen der Textilfabriken erfolgte laut Beatrice Wiederkehr vom Glarnerland der Linth entlang ins Zürcher Oberland und dann an die beiden Zürichseeufer, war doch die Textilindustrie auf die direkte Nutzung der Wasserkraft angewiesen. Sie breitete sich daher entlang der fließenden Gewässer aus. Während das linke Zürichseeufer vor allem zu einem Zentrum der Seidenindustrie wurde, gab es im Zürcher Oberland vor allem Baumwollfabriken. Beatrice Wiederkehr ist jedoch überzeugt, dass die Zustände für die Fabrikarbeiter vom Zürichsee vergleichbar sind mit jenen aus dem Oberland. Denn das Verhältnis zwischen Fabrikherren und arbeitern im frühindustriellen Zeitalter sei durch die kantonale Politik mitbestimmt worden. «Es war im politischen Denken von allem Anfang an verankert, dass die Arbeiter für wenig Lohn arbeiten», sagt Beatrice Wiederkehr. «Es geht aus Regierungsratsprotokollen hervor, dass beispielsweise der Eisenbahnkönig und Regierungsrat Alfred Escher gesagt hat, bei den Löhnen der Fabrikarbeiter könne als Erstes gespart werden.»

sis



40 Prozent der Fabrikarbeiter waren Mitte des 19. Jahrhunderts Frauen. Im Bild aus der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts zu sehen sind drei Mitarbeiterinnen der Seidenweberei Baumann, ein Zürcher Oberländer Abzweig der Horgner Firma Baumann und Streuli. zvg